Der falsche Hundertmarkschein.

Roman von Arthur Zapp.

8. Fortsetzung und Schluß.

XIII.

Es war an demselben Mittag. Richard Werder saß in seinem Zimmer, unruhevoll, unschlüssig, trübsinnig. Da legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter. Er hatte es in seiner Versunkenheit gar nicht bemerkt, daß es leise an seiner Tür geklopft hatte und daß leichte Schritte ins Zimmer huschten.

Er blickte zusammenschreckend auf. Es war seine junge Stiefmutter, Frau Irmgard. Sie war bleich, ihre Augen glühten in geheimer Erregung, aber ein Ausdruck düsterer Entschlossenheit beherrschte ihre Züge. Mit unwillkürlich bewundernden Blikken überflog er die hübsche, sympathische Erscheinung, die das enganliegende braune Kostüm mit dem eleganten Passementeriebesatz und der große, breitrandige Rembrandthut besonders gut kleidete.

Der junge Offizier sprang galant auf.

„Du willst ausgehen?" fragte er. „Soll ich Dich begeiten?"

Sie sah ihn nachdenklich an; eine Röte stieg langsam in ihr Gesicht; ihre Augenlider flirrten noch heftiger, unruhiger. Ihre Mienen zogen sich schmerzhaft zusammen; ihr Atem ging hastig — sie schien schwer mit sich zu ringen. Endlich schien sie sich den Sieg über die Anwandlung von Bangigkeit und Unentschlossenheit erkämpft zu haben.

„Ja," stieß sie mit krampfhafter Anstrengung hervor — „ich wollte Dich bitten. Ich gehe zu Ingeborg."

Er sah sie überrascht, befremdet an.

„Aber Papa hat doch gewünscht, daß Du —"

Sie unterbrach ihn hastig, ekstatisch.

„Unter falscher Voraussetzung. Er verkennt Ingeborg ja so sehr. Sie ist ja das reinste, edelste, achtungswerteste Geschöpf."

Wie ein Sonnenstrahl breitete es sich über des jungen Offiziers noch eben so stilles, trübes Antlitz. In seinen bangen Zweifeln und selbstquälerischen Bedenken tat ihm diese Erklärung ungemein wohl. Mit einer raschen, impulsiven Bewegung ergriff er die beiden Hände der ihm Gegenüberstehenden und drückte sie enthusiastisch.

„Ich danke Dir!" rief er in stürmischen Ausbruch. „Du weißt ja nicht, wie sehr mich Deine Worte erquicken. Ja, ja, ich fühle es in meinem tiefsten Innern, daß Du recht hast. Ich habe es mir in all den Tagen ja immer wieder gesagt: sie kann nicht schlecht sein, unmöglich kann sie je etwas getan haben, dessen sie sich zu schämen hätte. Und dennoch — Papa ist so fest überzeugt, daß sie die Geliebte des Malers ist. Sie soll ja doch gesehen worden sein, als sie sich zu ihm schlich —"

Frau Irmgard machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Es ist nicht wahr. Die Frau irrt sich — Ingeborg ist nie bei ihm gewesen, sie hat ihn nicht einmal gekannt."

Das war mit fieberischem Eifer und mit dringlicher Bestimmtheit von der bleichen Frau gerufen worden, an der jede Fiber, jeder Nerv vor ungestümer Erregung zu beben schien.

Der Offizier war von ihrer Heftigkeit betroffen.

„Aber woher weißt Du? Hat sie es Dir gesagt? Aber warum hat sie dann Papa in dem Glauben gelassen, daß sie es gewesen ist?"

Die Gefragte atmete tief und schloß für ein paar kurze Sekunden die Augen. Dann öffnete sie sie wieder langsam, und ihr Gesicht zu Boden kehrend, flüsterte sie kaum hörbar: „Sie verschweigt ihm absichtlich die Wahrheit — aus Edelmut!"

„Aus Edelmut?" Richard Werders Befremden wuchs, eine unbestimmte Unruhe erfaßte ihn. „Ich verstehe Dich nicht. Warum bezichtigt sie sich denn zu unrecht? Aus idealer Schwärmerei für den Maler?"

Sie verneinte mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfes, und es klang wie der Hauch, das Stöhnen eines Schwerleidenden: „Um eine andere zu retten."

Der junge Offizier wiederholte mechanisch, verwirrt, noch immer ohne Verständnis der Situation:

„Um eine andere zu retten? Aber das — das ist ja doch unmöglich!" Die Aufregung, die Empörung stieg ihm glühend heiß in die Wangen. „Aber das ist ja schändlich! Wie kann denn jemand einem jungen Mädchen ein so ungeheures Opfer zumuten! Das ist ja nichtswürdig!"

Richard Werders Augen flammten, seine Hände ballten sich vor fieberhafter Entrüstung. Frau Irmgard fuhr totenbleich zurück; sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den Türpfosten. Plötzlich schlug sie ihre Hände vor das Gesicht; ein dumpfes Stöhnen, in dem sich die heiße Qual eines todwunden Menschenherzens ausdrückte, drang zwischen ihren Fingern hervor.

Da fuhr es wie ein Blitz in die Seele des jungen Mannes.

„Du — Du!"

Es war ein milder Aufschrei zornigsten Grimmes, rückhaltloser Verachtung; seine geballten Hände erhoben sich drohend. Sie stand wie vernichtet, schluchzend; er ein paar Schritte davon, ihr gegenüber, mit sprühenden Blicken voll Haß zu ihr hinschauend. So verstrichen ein paar bange, schwüle Sekunden.

Da konnte er sich nicht länger zurückhalten, seine gärende Empörung mußte sich Luft machen.

„Du — Du hast meinen Vater betrogen! Du bist die Geliebte des Malers!"

Sie schauderte sichtbar zusammen. Mit einer müden Bewegung ließ sie endlich ihre Hände sinken. Eine glühende Scham durchzitterte ihre Stimme, während sie leise, in bescheidener Abwehr entgegnete: „Nein, das bin ich wohl nie gewesen!" Sie tastete sich nach dem nächsten Sessel, auf dem sie sich schwer niedersinken ließ.

Ein Zucken von Mißtrauen und Geringschätzung lief über sein Gesicht. Aber er bemühte sich doch, seinen Grimm ein wenig zu zügeln, wenn er auch noch finster, in offenbarem Haß zu ihr hinübersah.

„Darf ich fragen, warum Du denn zu ihm gegangen bist — heimlich, ohne Wissen Deines Gatten?"

„Ich tat es aus Mitleid — aus reinem Mitleid!"

Als sie sein sarkastisches, ungläubiges, verächtliches Lächeln sah, seufzte sie tief und schmerzlich.

„Du glaubst mir nicht. Freilich, der Schein spricht gegen mich —"

„Nicht nur der Schein!" fiel er in scharfem Ton ein.

Sie sah ihn im ersten Moment fragend an. Aber das Verständnis kam ihr gleich darauf von selbst. Die Aussagen der Wirtin des Malers!

„Willst Du mich anhören?" fragte sie. „Es war meine Absicht, Dir alles zu sagen. Ingeborg soll nicht länger unter einem falschen Verdacht stehen. Und ich — ihre Brust hob sich wieder stürmisch, gepreßten Atems stieß sie mit schmerzverzerrtem Gesicht hervor: „Ich kann die Qual der letzten Wochen nicht länger ertragen."

Die eisige Kälte, das Gefühl der Verachtung in seinen Mienen prägte sich nicht mehr so schroff verletzend aus. Er forderte sie mit einer Gebärde zum Sprechen auf.

„Es ist sechs Jahre her," begann sie leise, allmählich lauter und lebhafter sprechend, „seiner von uns allen dachte, daß ich je die Frau Deines Vaters werden würde, da lernte ich Herrn Stangen kennen. Ich beschäftigte mich damals eifrig mit der Malerei. In der warmen Jahreszeit machte ich häufig allein Ausflüge in die Umgegend, um im Freien meine Staffelei aufzustellen und nach der Natur zu malen. Eines Tages wurde ich von einem jungen Mann beobachtet; er näherte sich mir, ich empfand es anfangs unangenehm, aber als er mit mir über mein Bild zu sprechen begann, war ich sehr erfreut, denn ich erkannte sofort, daß mir ein Künstler gegenüberstand, der mir wohl weit überlegen war. Wir gerieten in ein angeregtes Gespräch und legten den Heimweg nach der Stadt gemeinsam zurück. Ja, wir wurden so rasch miteinander bekannt, daß wir schon eine Verabredung für den nächsten Tag trafen, und von da ab machten wir gemeinschaftliche Ausflüge, zeichneten und malten nebeneinander, und ich lernte viel von ihm —"

„Machtest Du Deiner Mutter Mitteilung davon?" warf der interessiert Zuhörende ein.

„Nicht sogleich, erst nachdem wir — Herr Stangen und ich — etwa drei Monate bekannt waren. Meine Mutter lernte ihn kennen, er besuchte uns, und es entspann sich ein eifriger Verkehr zwischen uns. Aber als etwa ein Jahr vergangen war, wandelte sich der Sinn meiner Mutter. Sie hatte sich rasch nach den Verhältnissen des Malers erkundigt und wohl die Hoffnung aufgegeben, daß er jemals die Wünsche würde erfüllen können, die sie an meinen Verkehr mit ihm geknüpft hatte. Sie wurde kalt und ablehnend gegen den jungen Mann, und verletzt zog er sich zurück. Damals war es, als meine Mutter den Antrag Deines Vaters, die Führung seines Haushaltes zu übernehmen, annahm."

„Und Du sahst nun Herrn Stangen nicht mehr?"

Die junge Frau verneinte mit einer Kopfbewegung: „Wir sahen uns heimlich noch fast ein Jahr lang, bis ich selbst allmählich den Glauben an ihn verlor. Meine Beobachtungen bewiesen mir oder schienen doch zu beweisen, daß er leichtsinnig war. Gelegentlich äußerte er Anschauungen, die mich verletzten. Energie und zielbewußtes Streben schienen ihm zu fehlen. In der ersten Zeit des blinden Enthusiasmus hatte ich das alles übersehen, aber nun fing auch ich an, den Mut zu verlieren, und so brach ich eines Tages nach einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen uns allen Verkehr mit ihm ab."

„Und Du sahst ihn nicht wieder bis zu Deiner Verheiratung?"

„Nein! Meine Mutter regte zuerst den Gedanken einer Verbindung mit Deinem Vater in mir an. Ich widersprach anfangs leidenschaftlich, denn der Altersunterschied erschien mir zu groß. Aber als nun die Mutter zu kränkeln begann, und als ich sah, daß der Gedanke an eine unsichere Zukunft ihr keine Ruhe ließ und ihr Leiden verschlimmerte, da brach mein Widerstand. Und als nun Dein Vater um mich zu werben begann in seiner rücksichtsvollen, feinfühligen und zugleich warmherzigen Weise, da gab ich nach. Mein Herz war frei, Dein Vater besaß meine ganze Achtung und Verehrung. Die enthusiastischen, überschwänglichen Lebenshoffnungen waren begraben und die Zukunft an der Seite des ehrenhaften, vertrauenswürdigen, wenn auch so viel älteren Mannes erschien mir nicht mehr freudlos und unerträglich —"

„Und dann?"

Frau Irmgard antwortete nicht gleich; sie verdeckte ihre Augen mit der Hand und schien erst ihre Gedanken sammeln zu müssen, bevor sie mit ihrem Bericht zu Ende kommen konnte. Endlich ließ sie ihre Hand wieder sinken, atmete tief und fuhr fort: „Zwei Jahre lebte ich in ruhiger, friedlicher Ehe. Ich will nicht verhehlen, daß ich mir zuweilen in einsamen Stunden zweifelnd die Frage vorlegte: Bist Du glücklich? Zu einer klaren, bestimmten, festen Antwort war ich noch nicht gekommen, als ich eines Tages in einer Gemäldeausstellung, die ich eines Vormittags allein besuchte, Herrn Stangen wiedersah. Er hatte von meiner Verheiratung in der Zeitung gelesen, er beglückwünschte mich nun — mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, der mir nicht entging. Ich befragte ihn über seine künstlerischen Fortschritte. Er antwortete ausweichend, seine Bitterkeit wuchs — kurz, er machte mir den Eindruck eines Menschen, der mit sich und der Welt zerfallen war und der an sich selbst zu zweifeln begonnen hatte. Wir trafen uns am nächsten Tage wieder in einem anderen Kunstsalon, von dem er mir tags zuvor gesprochen hatte. Mein Eindruck, daß es ihm schlecht gehe, daß er ein tief unglücklicher Mann sei, verstärkte sich, und ein tiefes, heißes Mitleid erfaßte mich. Und als er schließlich die Bitte an mich richtete, sich einmal seine neuen Arbeiten anzusehen und zu urteilen, ob sie wirklich nichts taugten, wie die Kunsthändler sagten, da konnte ich es ihm nicht abschlagen."

„Und Du gingst also wirklich zu ihm?"

„Ja! Ich sah mir seine Bilder an und fand die meisten im Gegenteil besser, in der Idee tiefer und origineller, und in der Ausführung künstlerisch feiner. Nur seine letzten Bilder erschienen mir etwas bizarr und schrullenhaft."

„Aber warum hast Du in seinem Atelier geweint?"

„Weil er so mutlos, so grenzenlos verbittert vor mir stand, weil er sich so heftig beklagte, daß ihn niemand verstände. Da packte mich ein so heißes Erbarmen, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte."

„Aber dann — dann schließlich hast Du — habt Ihr doch —"

Der junge Offizier sah mit einem Rest von Mißtrauen und Unwillen nach der jungen Frau hin.

Die Beichtende faltete ihre Hände in dem Schoß und senkte das bis zu der Stirn erglühende Gesicht.

„Als ich Abschied nahm," fuhr sie flüsternd fort, „kam sein Gefühl, sein Dank für meinen Besuch, für meine ermunternden, tröstenden Worte zum Durchbruch, und ehe ich es verhindern konnte, hatte er mich umfaßt und geküßt."

„Und Du?"

Mit finsterem Gesicht und drohend gerunzelten Brauen erwartete er die Antwort.

„Ich schalt ihn und sagte, daß ich nicht wiederkommen würde. Da wurde er kleinlaut, bat mich demütig um Verzeihung und bat so herzlich, ich möchte ihn nicht verlassen und ihm meine Teilnahme nicht entziehen, daß ich nicht anderes konnte, daß ich wieder kam —"

„Natürlich!"

Ein bitteres, grimmiges Lächeln schwebte um die Lippen Richard Werders.

Sie antwortete nur mit einem Seufzer und fuhr dann fort: „Es war wie das erste Mal. Wieder konnte er sich nicht beherrschen; ich mußte mich gewaltsam von ihm losreißen und stürzte in hastiger Flucht davon."

„Und dann —?"

„Dann haben wir uns nicht wiedergesehen. Ich schrieb ihm, daß ich nicht wieder zu ihm kommen würde, daß ich aber sein künstlerisches Schaffen mit meinem Interesse begleiten würde und ich stellte ihm frei, mir postlagernd Nachricht von sich zu geben —"

„Er schrieb natürlich?"

„Ja — einmal, es war kurz vor seiner Verhaftung. Er dankte mir für die Uebersendung der beiden Banknoten —"

„Die Du Deinem Briefe an ihn beigelegt hattest?"

„Nein, ich sandte ihm das Geld anonym."

Der junge Offizier verharrte eine Weile sinnend, zögernd. Plötzlich trat er lebhaft an die in sich Zusammengesunkene heran.

„Ist das alles? Hast Du mir nichts weiter zu gestehen?"

Sie erhob sich und sah ihm klar und fest ins Auge.

„Nein, nichts weiter! Das ist alles. Bei dem heiligen Andenken an meine Mutter schwöre ich Dir, daß nichts weiter geschehen ist, als was ich Dir soeben berichtet habe."

Er sah ihr lange forschend ins Auge. Endlich erfaßte er ihre Rechte und drückte sie herzlich.

„Ich glaube Dir und —" er holte tief Atmen, wie von einer schweren Last befreit — „ich freue mich, daß nun doch noch alles gut werden kann." Seine Augen leuchteten auf und ein Schimmer freudigen Glücks breitete sich verklärend über sein Gesicht.

„Komm, wir wollen jetzt zu Ingeborg gehen! Sie hat die Schuld auf sich genommen, um Dich zu retten?"

„Ja. In meiner Angst, in meiner Verzweiflung bat ich sie, mir zu helfen und da entschloß sie sich, den anonymen Brief an Deinen Vater zu schreiben. Damals ahnte ich ja noch nicht, daß die Folgen dieser Handlung so entsetzliche sein würden. Als ich nun sah, daß Dein und ihr Glück dadurch in Gefahr kam, entschloß ich mich zu sprechen. Verzeihe, daß es so spät geschah!"

Er drückte ihr statt einer Antwort abermals herzlich die Hand.

In diesem Augenblick ging draußen die Tür und ein ihnen wohlbekannter langsamer Schritt kam den Korridor herauf.

Sie erschraken beide.

„Dein Vater!" stammelte Frau Irmgard, und ihr schmerzzerwühltes Gesicht verlor alle Farbe. „Mein Gott, wie wird er es aufnehmen?"

In den Mienen des jungen Offiziers spiegelte sich ein innerer Kampf ab.

„Nein, nein! Es wäre zu gefahrvoll für ihn. Ich glaube es verantworten zu können, wenn ich schweige. Ich habe ja Dein Wort —"

Das wurde von Richard Werder mit heftiger Dringlichkeit herausgestoßen. Die junge Frau nickte und atmete erleichtert auf. Im nächsten Moment wurde die Tür von außen geöffnet und Landgerichtsrat Werder trat ein. Er sah abgespannt und blaß aus, das Haar hing ihm wirr in die Stirn; er blickte düster und gedankenverloren vor sich hin.

„Guten Tag, Papa!" begrüßte der Sohn ihn mit erzwungener Lebhaftigkeit. Wir wollten eben zu Ingeborg. Aber nun, da Du da bist, wollen wir doch lieber —"

Er unterbrach sich und betrachtete den Vater besorgt.

„Was hast Du denn, Papa?"

Der alte Herr hob sein Gesicht und sah zuerst auf seinen Sohn, dann auf die schweigend, befangen daneben Stehende. Plötzlich öffneten sich seine Augen weit und starrten in grenzenloser Ueberraschung, mit einem Ausdruck starren Entsetzens auf die Robe und auf den Hut der Ahnungslosen.

„Wie — kommst Du zu dem Kleid?" stammelte er, mühsam nach Atem ringend.

„Aber erinnerst Du Dich denn nicht," versetzte die Gefragte mit einem angstvollen Lächeln, „ich habe mir doch im vorigen Jahr, da mir Ingeborgs Kostüm so sehr gefiel, von ihrer Schneiderin ein ebensolches anfertigen lassen."

Da fiel es wie ein Blitz in die Seele des Aufhorchenden und erhellte mit einem Male, was seit einer Stunde sich dunkel und unfaßbar in ihm geregt hatte. Das Blut schoß ihm heiß ins Gesicht, seine milden Gesichtszüge verzerrten sich zu einer anklagenden Gebärde in die Luft.

„Du — Du!" schrie er seiner nicht mächtig, „Du hast mich schändlich —"

Die Stimme versagte dem Strauchelnden, und nur ein paar gurgelnde Laute kamen noch über die erbleichenden Lippen, dann stürzte der alte Herr wie leblos zu Boden.

Landgerichtsrat Werder verfiel in eine schwere Krankheit. Solange er bewußtlos war und in wilden Fieberdelirien schwebte, pflegte ihn Irmgard Tag und Nacht mit liebevollster und pflichttreuester Hingabe. Als er aber zum Bewußtsein erwachte und seine Pflegerin kannte, wehrt er ihre Hilfe heftig ab, und es blieb ihr nichts übrig, als sich weinend aus dem Krankenzimmer zu begeben. Eine Krankenschwester mußte engagiert werden, mit der sich Richard Werder in die Pflege des Kranken teilte. Als die Gefahr vorüber war, bemühte sich der Sohn, den erzürnten Vater zu besänftigen. Er teilte ihm alles mit, was ihm Irmgard selbst gebeichtet hatte. Aber es vergingen noch Tage und Wochen, bis der Grollende sich dazu verstand, die Schuldige vor sich zu lassen. Als sie aber bleich, leidend, mit einem tiefen Schmerzenszug um die Lippen und einem Blick schmerzlichster Reue und Verzweiflung vor ihn hintrat, da hielt die Empörung nicht mehr stand. Er sah, wie schwer sie gelitten, wie schmerzlich sie ihre Schuld gebüßt hatte, die nicht so groß und unverzeihlich war, wie er im ersten Augenblick geglaubt. Da schmolz aller Grimm, aller Zorn dahin und seine Arme breiteten sich der in die Knie vor ihm Hinsinkenden in alter Liebe entgegen . . . .

Nun erholte sich der alte Herr rasch und schon nach kurzem trat er mit seiner Frau, nachdem Richard sich in aller Stille mit Ingeborg verlobt hatte, eine längere Erholungsreise an. Die Gerichtsverhandlung gegen den Falschmünzer und seine Helfershelfer hatte inzwischen stattgefunden und alle Schuldigen waren zu längerer Zuchthaus- beziehungsweise Gefängnisstrafen verurteilt worden.

Fritz Stangens völlige Schuldlosigkeit hatte sich längst herausgestellt und er war schon kurz nach der Erkrankung des Untersuchungsrichters entlassen worden . . . . .

„Aber wie bist Du denn seinerzeit zu dem falschen Hundertmarkschein gekommen, frug schelmisch Justizrat Werder, als sie eines Vormittags im Strandhotel in Norderney beim Frühstück saßen. Die junge Frau, auf deren Wangen wieder die Rosen der Jugend und der Gesundheit blühten, lächelte schelmisch.

„Das wirst Du nimmermehr erraten," entgegnete sie.

„Nun —" erwiderte er neugierig, „dann komm mir doch zu Hilfe!"

„Die hatte ich von Dir."

Eine starke Verblüffung zeigte sich im ersten Moment in den Zügen des Landgerichtsrates, dann lachte er herzlich auf.

„Dann bin ich ja sozusagen Helfershelfer und Mitschuldiger des Falschmünzers gewesen." Und ernst werdend, fügte er mit einem liebevollen Blick auf die neben ihm Sitzende hinzu: „Und ich bin, ohne es zu wissen, die Ursache gewesen, daß Du so viel Angst und schwere Seelenpein auszustehen hattest."

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Vielleicht war es gut so!" entgegnete sie gedankenvoll. „Gerade in dieser schweren Zeit seelischer Qualen habe ich empfunden, wieviel ich in Dir verloren hätte und —" sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und sah mit demütigem, dankbarem Blick zu ihm auf — „wie wohl und sicher es sich an Deinem Herzen ruht . . . ."

Nach der Rückkehr des Ehepaares wurde die Hochzeit Richard Werders und Ingeborg Rulands gefeiert. Die ehemalige Studentin gab ihre Geschichtsstudien frohen Herzens auf, erschien ihr doch das Studium der Liebe und Ehe viel verlockender und glückverheißender . . . ."

Ende.

Das verlorene Handtäschchen.

Skizze von Elsa Schulze-Stahleyß.

Assessor Böttcher war wieder einmal auf dem Bummel. Was soll man auch anders tun, wenn man Junggeselle ist, unbeweibt und viel freie Zeit hat. Gibt es da etwas Hübscheres als die belebten Straßen entlang zu schlendern mit den Schaufensterauslagen zu liebäugeln und den kleinen Mädchen nachzusehen? Man schwingt unternehmend den Stock, pfeift eine der letzten Walzermelodien vor sich hin und betrachtet interessiert die entgegentrippelnden Füßchen in durchbrochenen Strümpfen. Da vergißt man Langeweile, Junggesellentum, Regenwetter.

Dieser ewig eilige Schritt der Berlinerinnen hat etwas ungeheuer Geschäftiges und Gewichtiges an sich. Mehr noch aber jene Tasche, die sie alle in der Hand haben.

Alle.

Juristen sind gründlich. Assessor Böttcher ist es ganz besonders. Während er langsam dahinbummelt, studieren seine Augen hinter dem Kneifer diese merkwürdigen Objekte. In allen Farben treten sie auf. In Schwarz, Weiß, Grün, Braun, Gelb. Mit Schnur, ohne Schnur. Aus Leder, aus Stoff, aus Seide. Ordentlich ins Gericht geht er mit ihnen. Wie leicht zu verlieren! Zufrieden tastet er an seinen vielen, sicheren Rocktäschchen herum, und unwillkürlich muß er auch an die Tasche seiner Mutter denken. Schön fest saß die, hinten im Rock, immer gleich zur Hand, unverlierbar, und faßte unendlich viel. Fast wehmütig wird er im Gedanken an diese braven, biederen Taschen. Taschen und Zeiten haben sich eben geändert. Vorbei Ehrlichkeit und Solidität! Loser, leichtfertiger, flatternder ist alles geworden.

Ein unangenehmes Wetter hat eingesetzt. Er schlägt den Rockkragen hoch und geht schneller. Nach Hause. Ungemütlich war es da eigentlich. Immer so allein, so still, so öde. Er philosophiert vor sich hin, und plötzlich kommt dem vernünftigen Herrn Assessor der unerhört unvernünftige Gedanke, wie hübsch es wäre, wenn da zu Hause auf seinem Schreibtisch mitten unter seinen ernsten Papieren und Mappen solch ein Täschchen läge, aus Seide vielleicht, zart, das einem noch viel zarteren Frauchen gehörte.

Selbst erschrocken über so viel Unvernunft zuckt er zusammen. Er seufzt ein wenig. Solch melancholisches Wetter macht doch gleich melancholische Gedanken!

Plötzlich stockt sein Fuß. Was ist das? Er bückt sich, zwickt die kurzsichtigen Augen ein, um sich zu vergewissern, daß er richtig sieht. Vor ihm — beinahe in einer schmutzigen Regenpfütze — liegt ja eins von den Dingern, die ihn eben so beschäftigt hatten. Er sieht sich um. Niemand in der leeren Straße, der es verloren haben könnte. Eine Weile kauert er es sich hilflos aus seiner Höhe, dann nimmt er es behutsam, fast andächtig, auf. Schwarzseidig ist das Täschchen, und von innen heraus leuchtet ihm zart rosa Futter entgegen.

Also nach Hause damit, und so geht Herr Assessor Böttcher mit dem niedlichen Ding in der soliden linken Brusttasche weiter, indem er sich noch immer nicht ganz pedantischer, nörgelnder Gedanken erwehren kann.

Die müssen aber zu Hause schweigen bei dem reizenden Inhalt, den er vorholt. Ein silbernes, parfümgefülltes Flakon, ein rundes Spiegelchen, das wohl höchstens ein paar rote Lippen widergeben kann, ein durchsichtiges Spitzentaschentuch, ein Zigarettenetui und endlich ein Notizbuch. Noch leer und unbeschrieben.

Hastig und erregt sucht er nach einem Namen, einer Adresse. Da richtig! Klein, zierlich in der Ecke unten: Ada S., B ... str. 2.

Ada! Er stützt den Kopf in die Hand und schließt die Augen. Vergessen alle Vernunftgründe, vergessen die ehrbare Tasche seiner Mutter. Wie eine kleine Verteidigerin liegt dieses Täschchen der neuen Mode tapfer vor ihm, und es ist ihm, als beginne es flüsternd sein Plaidoyer:

„Du mußt mich lieben um meiner Herrin willen. Hellblond ist sie. Schwarze Spitzen umhüllen die Glieder, die weich und schimmernd sind wie diese rosa Seide. Ihre blassen Hände spielten gern mit mir. Und jung ist sie und ohne Vergangenheit. Unbeschrieben wie diese Blätter."

Und Herr Böttcher, dieser pedantische, nüchterne Jurist, lächelte wie im Traum:

„Du hast aus mir ja fast einen Poeten gemacht. Das konnte die gute Tasche meiner Mutter freilich nicht. Wenn Deine Besitzerin aber wirklich so schön ist, dann sei ihr der Tand verziehen," und er steht auf und wickelt das leichtfertige Ding sorgsam in schönes Papier und ist sehr lustig dabei und hat dann sogar — mitten in der Nacht — einmal so übermütig jungenhaft gelacht, daß die Akten auf dem Schreibtisch sich nervös kräuselten.

* * *

Nie ist es gut, wenn Menschen träumen.

Sie werden immer ernüchtert.

Herr Assessor Böttcher fand wohl jene Verliererin, aber sie war alt, behäbig - untersetzt und ganz prosaisch.

Seitdem ist er noch nörgliger geworden. Auf die Damentäschchen hat er aber geradezu einen Haß geworfen. Selbst seine Freunde wundern sich darüber. Sie ahnen nicht, daß solch ein kleines Täschchen schuld daran war, daß er eine Illusion begrub: ein schlankes junges Weib, blond, mit einem leisen Kichern in seiner stillen Junggesellenstube wie weich: Seide — Ada!

Englischer Humor.

Die Eltern hatten ihrem Söhnchen verboten, zum Schlittschuhlaufen zu gehen, aber er war doch gegangen und eingebrochen. Er kam triefend von Wasser nach Hause. „Schimpfe nicht," sagte er zur Mutter, „ich habe gerade drei Männern und zwei Frauen das Leben gerettet." — „Wie ist das möglich?" fragte die Mutter. — „Sie wollten gerade auf das Eis gehen, als ich einbrach," antwortete er. Da sagte die Mutter, er dürfe diesen Heldentag nicht vergessen und gab ihm eine Tracht Prügel, die er nie vergaß.

Ein Irrländer wollte seinem Nachbarn einen lebenden Hasen als Geburtstagsgeschenk bringen, aber das Tier entschlüpfte ihm. Der Irrländer, der wegen seiner Klugheit weit und brei berühmt war, machte nicht die geringsten Anstrengungen, den Hasen wieder einzufangen, sondern rief ihm nach: „Was machst Du da für eine Dummheit, laufe nur zu, Du weißt ja doch die Adresse nicht, Du Dummkopf."

Zwei Engländer gingen über Land. Da hörte der eine starke Geräusche und sagte zu seinem Freunde: „Ich glaube, das ist ein deutsches Luftschiff, hörst Du den Motor?" — „Nein", sagte der andere, „ich habe Magenschmerzen, daher das Geräusch." — „Nun also," sagte der erste, „ich habe recht. Denn was macht uns mehr Magendrücken, als die deutschen Luftschiffe?!"

— Der Fachmann. A. (im Theater): „Wie, bei dieser großartigen Leistung zischen Sie? In der Bedientenrolle ist der Schauspieler doch wirklich unübertrefflich!"

B. (mitleidig): „Erlauben Sie, ich bin selbst Diener!"

— Wetterprognose. Tourist (im Wirtshaus „Zur schönen Aussicht"): „Sagen Sie, Herr Wirt, die Sonne geht so blutigrot unter, und die Mücken spielen, und im Teich quaken die Frösche — was bedeutet das?"

Wirt (vergnügt): „Das bedeutet a guat's Geschäft für morgen!"